

Auf dem Land wie überall: Kriterien für eine Pastoral der Weite

VON RICHARD HARTMANN

Die Anzeichen des gesellschaftlichen und damit auch kirchlichen und pastoralen Wandels sind derzeit in ländlichen Regionen besonders sichtbar. Richard Hartmann entwickelt von daher seine Thesen einer veränderten Pastoral.

1. Die „überschaubare Kirche“ ist in die Krise gekommen – Vorbemerkungen

„Bemüht euch um das Wohl der Stadt“ (Jer 29,7). Diese Aufforderung des Jeremia an das Gottesvolk meint die Stadt Babel, in die die Gläubigen verschleppt wurden, die ihnen fremd, zugleich ihnen anvertraut ist. „Sucht der Stadt Bestes!“ ist somit auch Empfehlung für die Christinnen und Christen heute. Das Wohl aller Menschen der Stadt ist ihnen ans Herz gelegt, allen soll ihre Sorge und Präsenz dienen. Das Christentum hat sich sehr oft als Stadtreligion entwickelt, wurde mit manchen Gründungen sogar Städte bildend. Land war eher Missionsgebiet. Menschen auf dem Land waren und sind immer wieder darauf angewiesen, zu zentralen Orten aufzubrechen, um ihr Christsein in der Kirche zu feiern und zu teilen. Zugleich ist festzuhalten, dass vor allem nach der Entwicklung der Metropolen zum Ende des 19. Jahrhunderts die Kirche sich weniger als Großstadtkirche entwickelte, sondern als Dorf-Kirche in der Metropole, als Stadtteilkirche, die auch in der Stadt eine Über-

schaubarkeit sichern sollte. Pfarrliche Strukturen festigten Bilder der Kirche als Kirche im Wohnviertel, als „Pfarrfamilie“ in einer vertrauten Umgebung. Gerade im letzten Jahrhundert wurde Kirche an der flächendeckenden Versorgung und Erreichbarkeit gemessen.¹ Dies zeigte sich in der „Versorgung“ mit Priestern, später weiteren Hauptberuflichen, mit Kirchengebäuden, später Kindergärten und Gemeindezentren. Überschaubare, auch aktive „Gemeinde“ war das Leitbild der 70er-Jahre des letzten Jahrhunderts, bevor der Umbruch sich anzeigte, in dem die Kirche und ihre Gemeinden sich noch heute verfangen. Dieser Umbruch hat viele Dimensionen und führte am augenscheinlichsten in Strukturentscheidungen zu einem unübersehbaren Wandel.

Im Rahmen dieses Beitrags können einzelne Dimensionen nur benannt werden, ohne sie zu vertiefen:

- Die (auch von den Kirchengliedern nicht zu verdrängende) Wirklichkeit ist, dass es unter den geltenden Zulassungsbedingungen weniger Priester gibt, darum die Angebotsbreite von Eucharistiefeiern nicht aufrechtzuerhalten ist: Es hat nicht mehr jeder an jedem Ort

¹ Am systematischsten war dies angezielt im neu errichteten Stadtbistum Essen, mit konzipierten Entfernungen vom Wohnort zur Kirche von 500 bis 1 000 Metern.

„seine“ Eucharistiefeier. Auch nicht mehr jeder biografische Einzelfall (Ehejubiläen, Taufen, Bestattungen) kann mit familiärer Sonder-Eucharistiefeier „bedient“ werden.²

- Spätestens mit dem Flüchtlingsstrom nach dem Zweiten Weltkrieg gibt es keine konfessionellen Monokulturen mehr. Vielmehr eröffnet ein breiteres Angebot auch für die Einzelnen neue Wahlmöglichkeiten. Auch die größere Öffnung für die Ökumene lässt es manchem Katholik unkompliziert erscheinen, den Sonntag mit der evangelischen Gemeinde zu feiern.
- Die Art und Weise, den Glauben zu leben und Gott zu feiern, ist seitens der Gläubigen individuell verschieden konzipiert. Kirchenglieder sind nicht mehr willens und bereit, sich einem festen Programm normierter Kirchenbindung und Sakramentspraxis unterzuordnen. Sie sind in vielfältiger Weise autonome Gestalter ihres christlichen und kirchlichen Lebens. Von der Wiege bis zur Bahre in der Pfarrgemeinde ist kaum jemand und will kaum jemand sein.
- Christentum ist im Rückzug: Kirche ist nicht mehr selbstverständlich Trägerin allen öffentlichen Lebens. Jeder muss sich letztlich selbst entscheiden, ob er sich kirchlich bindet, und hat kaum mehr Nachteile, wenn er sich dagegen entscheidet. Sowohl Austrittsentscheidungen als auch der demografische



Prof. Dr. Richard Hartmann lehrt Pastoraltheologie und Homiletik an der Theologischen Fakultät Fulda.

Wandel verändern die Mitgliedszahlen und die finanziellen Möglichkeiten der Kirchen.

Vor dem Hintergrund dieser epochalen Veränderungen mussten die Kirchenleitungen Strukturmaßnahmen einleiten, die eine „gerechte“ Verteilung der personellen und finanziellen Ressourcen anstreben. Bei aller Ausdifferenzierung aufgrund spezifischer pastoraler Akzentuierungen oder personendominierter Präferenzen blieben letztlich bestimmte Kennzahlen übrig, die die „Verteilung“ sicherten und neue Strukturen nach sich zogen. Im noch recht gut „versorgten“ Bistum Fulda waren das Zahlen wie: 3 000 Katholiken: ein Priester, 4 500 Katholiken: dazu eine Gemeindefereferentin, etwa 10 000 Katholiken: ein Pastoraler Raum – hier mit der klaren Entscheidung, dass in jedem Raum wenigstens zwei Priester auch längerfristig wirken können. So sehr den meisten deutschen Diözesen diese Zahlen noch traumhaft vorkommen, so sehr wird klar, dass im städtischen Bereich eigentlich noch keine größeren Probleme für eine flächendeckende Versorgung aufkommen müssten. Wie jedoch sieht dies in entvölkerten Regionen aus, wie in Diasporagebieten, wie auf dem „Land“, was immer das ist? Diese konkrete Herausforderung sorgte dafür, dass in den vergangenen Jahren der Blick der Pastoralentwicklung sich neu dem Land zuwendete.

In diesem Beitrag will ich versuchen, in **zehn** Thesen dazu Entwicklungswege auf-

² Die pastorale Spannung wird erkennbar: Während in bestimmter Zeit das „möglichst günstige und vielfältige Angebot“ zur Prämisse für die Gottesdienstordnung erhoben wurde, werden jetzt ekklesiologische Argumente herausgestellt, die „die eine gemeinsame Eucharistiefeier in der einen Gemeinde“ idealisieren. Während milieudifferenzierte und biografisch ausgerichtete Pastoral für wichtig erachtet wird, stehen die Priester, die sich für solche ausdifferenzierte Praxis eignen, nicht mehr zur Verfügung.

zuzeigen. Es sind – so stellt sich jedoch im Laufe der Diskussion heraus – Thesen, die am Paradigma der Landpastoral Grundlagen jéglicher Pastoral entwickeln.

2. Pastoral versus Strukturplanung

These 1: Strukturen sollen der Pastoral dienen, nicht sie dominieren.

Pastoral und Strukturplanung stehen nicht selten in einem kaum überbrückbaren Spannungsverhältnis. Die Handelnden der verschiedenen Ebenen und Positionen tragen in die Lösungsstrategien jeweils ihre eigene Logik ein. Auch wenn manche der Strukturplanungen der vergangenen Jahre ausdrücklich pastoral orientierte Präambeln (Bischofskonferenz, Strukturen/Entwicklungen, 213, Bischofskonferenz, Strukturen/Überblick, 216)³ haben, wird diesen Prozessen, die von oben nach unten (Top-Down) gestaltet werden, eher eine Organisations- denn eine Pastorallogik zugeschrieben. Wenn jedoch von Pastoral ausgegangen werden soll, muss darüber ein Konsens erarbeitet werden. Die Linien, die die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils, „Gaudium et Spes“ und weitere Dokumente des Konzils hierzu aufzeigen, sind jedoch noch lange nicht rezipiert. Sie heißen: Pastoral ist Sache aller

Christgläubigen⁴ – Pastoral meint alle Menschen in ihrer Freude und Hoffnung, Trauer und Angst, – Pastoral ist Handeln Gottes durch die Menschen. Daraus folgt ganz praktisch: Die Gestaltung der pastoralen Landschaft ist im Dialog⁵ mit allen Betroffenen, die dies wollen, zu entwickeln. Nicht nur die Zahlen der derzeitigen und prognostizierten Katholiken sondern *aller* Menschen der Region müssen die Planungen bestimmen. Pastoral ist immer eine Aufgabe im Überfluss Gottes. Menschen können keine „vollständige und umfassende Pastoral“ gestalten. Sie dürfen besonders den Verlorenen nachgehen (Lk 15,1-7). Nach dieser Pastorallogik können andere Zahlen, andere Schwerpunkte und Entlastungen im Blick auf das, was sein soll, eingetragen werden.

3. Pastoral muss die Situation der Menschen kennen

These 2: Pastoral muss die Menschen kennen, sie wahrnehmen und mit ihnen kommunizieren.

Kirchliches Handeln braucht unbedingt die Konkretion. Die Verkündigung Jesu – so ist es in vielen biblischen Zeugnissen erkennbar – ist zielgenau. Er kennt die Seinen. Diese jesuanische Praxis ist eine Herausforderung für die Kirche. Sie wird sich in der Praxis davor hüten müssen, zu einer

3 Im Bistum Fulda stand am Anfang das Leitwort: „Um der Menschen willen gemeinsam auf der Suche nach Gott“. Dieses – vorgegebene – Motto, das bereits einen eindeutigen Pastoralbegriff impliziert, hatte nicht die erhoffte Kraft für die Rezeption aller im Bistum. Kontrovers diskutiert wurden immer nur die Organisationsfragen, Kooperationsbereiche sowie Rollensicherheiten und Zuständigkeiten der Hauptamtlichen. Veränderungen gab es dort, wo Menschen zusammenarbeiten, die selber die Notwendigkeit sehen und die durch personelle Einschnitte zum Handeln benötigt wurden.

4 In einer Botschaft von Papst Benedikt XVI. an das 6. „Internationale Forum der Katholischen Aktion“ heißt es, Laien müssten vielmehr „wirklich Mitverantwortliche für das Sein und Handeln der Kirche sein.“ (<http://kipa-apic.ch/index.php?pw=&na=0,0,0,0,d&ki=234657> [25.8.2012]).

5 Doppler/Voigt, Change, reflektieren allgemein die Bedingungen für entsprechende Veränderungen. U. a. unterscheiden sie in den Prozessen ausdrücklich die Haltungen von Information (hierarchisch) und Kommunikation. Nur in wenigen Fällen scheint eine echte Kommunikation die „Dialogprozesse“ auch der Veränderungen zu bestimmen.

Bürokratie zu verkommen, die jeden gleich behandelt, aber nicht jeden treffsicher ansieht. Die Frage wird also sowohl für die Einzelseelsorge wie auch für Akzente in größeren Räumen werden: Welche Themen beschäftigen die Menschen? Wie ist genau die Situation, in der sie leben? Die Sozialforschung kann dabei sicher helfen, Probleme zu identifizieren, die mit der Bevölkerungsdichte, den Arbeitswegen und -bedingungen, mit dem demographischen Wandel, dem Wegzug der jüngeren Generation, mit den ungleichen Geschlechterbedingungen zu tun haben. Fragen der dörflichen Infrastruktur müssen bedacht werden (Schulen, Einkauf, Begegnungsorte), ebenso Fragen der medizinischen Versorgung. Auch im religiösen Bereich gibt es Themen und Sorgen, die im Mittelpunkt stehen. Wenn die Strukturen weiter werden, wenn der Pfarrer, auf den ich mich immer verlassen konnte, nicht mehr „nahe“ ist: Wer ist in welcher Form mein „Pastor“, wenn ich krank und sterbend bin?

Pastoral kann sich nicht reduzieren auf die Organisation von Gottesdiensten und Katechesen. Sie wird zuerst fragen müssen, welche Fragen und Sorgen die Menschen in sich tragen. Diese Fragen sind wiederum durch sichere kommunikative Prozesse zu erheben. Gute Formen von Besuchsdiensten können dieser Wahrnehmung ausdrücklich dienen. Und: Nur wer die Menschen in ihrer Situation kennt, kann sie in der Verkündigung anregen und auf Gott verweisen.

4. Pastoral muss die Weide kennen

These 3: Pastoral muss die Weide kennen, das meint: die Bedingungen, unter denen die Menschen leben können und leben müssen.

Dorf ist nicht gleich Dorf und Stadt nicht gleich Stadt. Die Einteilung der Pas-

toral in bestimmte Kategorien verführt zu Verallgemeinerungen, die keinem Menschen und keiner Situation gerecht werden. Landschaften prägen genauso wie Straßen und Wege. Geschichte ist eine Wirklichkeit, die die Gegenwart mitbestimmt. Unterschiedliche Weide braucht unterschiedliche Pflanzfolgen und unterschiedlichen Dünger. Dieses Kennen der Weide ist für die Strukturplaner eine schwere Hypothek. Sie verhindert eine generalistische Strukturierung von oben, da sie nur konstruierten Gerechtigkeitsregeln folgen kann. Sie erfordert passgenaue konkreten Maßnahmen in den einzelnen Regionen, die weder gleich sein können noch müssen. Das Wissen systemtheoretischer Ansätze über Grenzen der Steuerbarkeit hilft, dass die Diözesen zwar – nach dem notwendigen Verständigungsprozess – Personal- und Sachmittel bereitstellen müssen, dass zugleich aber die Freiheit gewährt werden muss, nach den allgemeinen Pastorkriterien (siehe 2.) ganz unterschiedliche Ausformungen zu finden. Steuerung ist durch Finanz- und Personalentscheidungen begrenzt möglich, vorrangig jedoch über gewährtes Vertrauen und damit entsprechende freie Entwicklungsmöglichkeiten. Dann werden sich die Strukturen unterscheiden, z. B. die Frage der Fusionen⁶ betreffend, der Organisation der Pfarreien in Gremien, der Konzeption der Gottesdienste (wie zentral, wie flexibel) und der Gottesdienstformen am Sonntag, der Diakonie und vieles andere mehr.

⁶ So kann es gerade nach langer geschichtlicher Selbstständigkeit einer Kommune ein wichtiges Symbol sein, dass eine Pfarrei formal selbstständig bleibt, besonders auch mit ihren Eigentumsverhältnissen, auch wenn sie über längere Zeit von anderswo her mitverwaltet wird.

Für die mittleren Strukturen wird neu notwendig, dass sie ihre „Angebote“ als subsidiäre Dienstleistungen stets neu reflektiert, die der Pastoral vor Ort die Arbeit erleichtern (Schulung, Begleitung) oder Aufgaben stellvertretend übernehmen, die nicht vor Ort geleistet werden können.

5. Pastoral nicht hauptberuflich

These 4: Pastoral ist nicht zuerst Sache der hauptberuflich tätigen Christen, noch zuerst und vor allem allein Sache der Priester.

Schon in den drei Grundlinien der Pastoral nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil habe ich betont, dass die Pastoral Sache aller Christgläubigen ist. Diese schlichte Aussage bedarf meiner Beobachtung nach intensivster Lernprozesse und Veränderungswege auf allen Seiten. Die Praxis der Kirche und viele ihrer Symbole sprechen gegen diese Grundlinie. Darum hole ich etwas weiter aus. Ich selber helfe seit zehn Jahren in einem Pastoralverbund mit und feiere mit einer „Filialgemeinde“ wenigstens die großen Feste des Kirchenjahres. Diese Gemeinde ist – so habe ich festgestellt – nie durch einen eigenen Pfarrer vor Ort geleitet worden. Sie musste sich immer selbstverantwortlich organisieren.⁷

⁷ Ich weiß wohl, dass dieses Modell auch nicht generalisierbar ist. Es gibt etliche stützende Faktoren, die dazu führen, dass es in der Gemeinde Künzell-Dirlos „klappt“: konfessionelle Einheitlichkeit, gute Verknüpfung in das Vereinsleben der Stadt, Familien, die über Generationen hin mittragen. Umgekehrt wird in diesem wachsenden Dorf inzwischen auch deutlich, dass es nicht automatisch möglich ist, Neue zu integrieren, dass manche dies – auch aus ihren kirchlichen Vorerfahrungen – ausdrücklich zurückweisen. Dennoch hat sich ein Bewusstsein des „Wir sind Kirche“ entwickelt, das in allen kirchlichen Dimensionen, in Diakonia, Leiturgia, Martyria und vor allem Koinonia, Eigenstand zeigt. Im Blick auf die Geschichte dieses Dorfes ist sicher zentral, dass

Die Christinnen und Christen haben immer neu erfahren: Wenn wir nicht für uns selber sorgen, dann wird uns die Kirche als Kristallisationspunkt verloren gehen. Immer wieder waren es Einzelpersonen oder ganze Familien, die die „Sache der Kirche“ zu ihrer Sache machten und darum andere ansprachen mitzumachen und mitzutragen. Auch in der Verstärkung der Gremienarbeit in der größeren Gemeinde haben sie ihren „Ortsausschuss“ als eigene Struktur entwickelt, der dann immer wieder mit dem Pfarrer, den anderen hauptberuflich Tätigen und den Pfarrei-Gremien verhandelt, was für sie nötig und hilfreich ist.

Die kirchliche Praxis und die kirchliche Rechtsverfassung haben in den vergangenen Jahrzehnten die Pastoral z. T. exklusiv an den Pfarrer gebunden. Pastoral und Sakramentenverwaltung wurden gleichgesetzt und an das Wirken des Pfarrers gebunden; ebenso alles, was im weitesten Sinn mit Leitung zu tun hat. Dass es daneben seit dem 19. Jahrhundert verstärkt wichtige Laieninitiativen gab, dass die Ordensgemeinschaften zum Teil in Konkurrenz zur tridentinischen Pfarrstruktur wirkten, wurde eher kritisch gesehen. Der Pfarrer wurde zum Dreh- und Angelpunkt und zur kaum zu umgehenden Autorität kirchlicher Praxis. Je nach der Persönlichkeit des jeweiligen Pfarrers war dies mehr oder weniger unkompliziert, überlebte auch manche Autoritätskrise. Die theologische Rückbesinnung auf das Amt, das gesellschaftlich veränderte Selbstverständnis, des Bürgertums, aber auch die Ausfaltung kirchlicher Berufe und der Rückgang der Priesterzahlen verändern die

Mitglieder des Dorfes nicht nur geplant, sondern 1945 durchgeführt haben, dass das nationalsozialistische Gemeindezentrum zur Kirche umgewidmet wurde.

Sichtweise. Kirche wird zunächst getragen von allen Christgläubigen im Heiligen Geist. Der Dienst des geweihten Priesters dient dieser Kirche besonders durch die Dienste an den Sakramenten und durch die Lehrverkündigung.

Dieser Perspektivenwechsel verlangt immer noch sehr viel. Bistumsleitungen, Pfarrer und Gemeinde müssen umdenken und neu lernen. Die Bereitschaft dazu ist nicht automatisch gegeben, sie hängt auch an der wahrgenommenen Notwendigkeit. Die meisten Diözesen ermöglichen inzwischen Entlastung in der Kirchenverwaltung, – nur wenige nehmen diese Möglichkeit an. Die größeren Räume nötigen, wenn nicht alles zentralistisch fortgeführt werden soll, neue verantwortliche Substrukturen auch in Leitung und Repräsentation auf. Die Christgläubigen verlieren ihre Möglichkeit der Verantwortungsübergabe an die „zuständigen Pfarrer“ mit der Last neuer Selbstverantwortung. Diese Veränderungsprozesse werden sicher in der Landpastoral noch schneller greifen müssen, wenn nicht die Ortsnähe verloren gehen soll.

Schon früh hat Paul Michael Zulehner den Begriff des „Pastoralen Grundschismas“ (Zulehner 1989: 130–134) eingeführt und meint damit die Spannung zwischen der „hauptberuflichen“ Kirche und der Kirche der „Basis“. Die Ausdifferenzierung der kirchlichen Berufe und die finanziellen Möglichkeiten der Kirche haben dazu geführt, dass neben dem Pfarrer und anderen Klerikern weitere kirchlich-pastorale Berufe den Gemeinden gegenüberstehen. Phasenweise haben sie einfach Segmente der Berufstätigkeit der Pfarrer übernommen, diese entlastet und sich so als Ersatzpfarrer entpuppt.⁸ Somit ist die Kirche den Weg

eines erweiterten Klerikalismus gegangen, der in den Gemeinden meist nicht auf Widerstand stieß, vielleicht sogar einer Versorgungsmentalität Vorschub leistete.

Die Diözesen und Bischöfe haben nicht wenige Symbole gesetzt, die diese Tendenz beförderten. Die Entfaltung der kirchlichen Beauftragungsfeiern steht in keinem Verhältnis zur Übergabe von Verantwortung an ehrenamtliche Gremien der Kirchengemeinden. Oft wird schon in der Reihenfolge der Anrede in kirchlichen Schreiben die hierarchische Ordnung betont: Erst die Priester und Diakone, dann die anderen Berufe und am Ende alle Schwestern und Brüder. Die Zeitpläne bei bischöflichen Visitationen in den Gemeinden geben für eine gleiche Gewichtung beredt Zeugnis. Dass hier – wenn die These 4 stimmt – dringend Veränderungsbedarf besteht, liegt auf der Hand. Deutlich wird das auch in der Liturgie. Seitdem die Dienste Erwachsener bei der Liturgie, vor allem in den Rollen der Lektorinnen und Lektoren und Kommunionhelferinnen und -helfer sowie in den Diensten der Kantorinnen und Kantoren neu entfaltet wurden, wurde immer wieder darauf hingewiesen, dass sie auch mit den Klerikern und Ministrantinnen und Ministranten im Gottesdienst einziehen sollten, um ihren Platz im Chorraum einzunehmen. Damit würde das

Kirche enormen Zugewinn gebracht und dürfen nicht verloren gehen. Sie sind letztlich vornehmer Ausdruck auch der Eigenverantwortung des ganzen Gottesvolkes. Berufssoziologisch haben sich die Berufe jedoch – nolens volens – in verschiedener Weise als „kleine Pfarrer“ entwickelt oder wurden sogar in einigen Bereichen geradezu so gefördert. Diakone waren halt aufgrund ihres Ehestandes nicht weiter „weihbare“ Hilfspriester, Pastoral- und GemeindefereferentInnen bezogen teilweise nicht nur als Wohnsitz die Pfarrhäuser, sondern übernahmen die Pfarrerrolle mit Ausnahme des Eucharistievorsitzes. Diese Entwicklungen sind nicht selten aus reinem Pragmatismus gewachsen. Sie sind nicht dem einzelnen Berufsträger anzulasten.

⁸ Diese Bemerkung versteht sich nicht als Kritik an den Berufen. Die vielfachen Kompetenzen haben der

Miteinander aller Christgläubigen deutlicher. Dieses Symbol wurde nur selten angenommen, stand unter dem Verdacht der Klerikalisierung der Laien, unterstrich damit jedoch indirekt die alte Gegenüberstellung Laien - Klerus in der Liturgie. In manchen Domgottesdiensten wird dies durch die Rollenverteilung genauso deutlich demonstriert, wenn die restlichen Seminaristen die übrigen Gemeindemitglieder ersetzen.

Mehr und mehr wächst die Einsicht, dass besondere Dienste und Aufgaben in der Kirche und der Gemeinde eine doppelte Beauftragung benötigen seitens des Bischofs, beziehungsweise stellvertretend des Pfarrers und (!) der Gemeinde. Wenn alle am Leben der Kirche mit-tragen, so muss dieses Tragen in unterschiedlicher Weise – sicher auch befristet – in einem öffentlichen Akt der Kirche deutlich werden. Hier braucht es dringend Weiterentwicklungen.

Für das Feld der Landpastoral wird dies umso wichtiger, wenn freiwillig Engagierte in ihren Orten zum „Gesicht“ der Kirche werden, zur Person, an der sich Gemeinde und ihre Sorge kristallisiert. Die Übernahme von Verantwortung darf nicht nur Initiative Einzelner bleiben, es braucht seine öffentliche Anerkennung und Beauftragung in der doppelten Relation zwischen „Gemeinde“ und Bistum. Was hier ein Christ tut, tut er nicht privat, sondern als Ausdruck und in Gemeinschaft der ganzen Kirche.

6. Plurifizierung der Angebote oder präzise Begegnung?

These 5: Die Kirche lebt von der Vielfalt der Charismen, ist damit pluriform. Sie kultiviert die Begegnungsformen, folgt aber nicht blind einer Differenzierungslogik.

Ein wichtiger Impuls für die Entwicklung

der Stadtpastoral im vergangenen Jahrzehnt ging von den Milieuforschungen aus. Die Kirche erkannte, dass auch ihre Mitglieder in unserer Gesellschaft Abbild bestimmter Haltungen, Lebensentwürfe und -formen sind und in je ganz unterschiedlichen ästhetischen Ausdrucksformen leben.

Umgekehrt scheint die bisher klassische Pfarrgemeinde nur einen engen Ausschnitt dieser Wirklichkeit abzubilden. Sie konnte kaum mehr dem Anspruch folgen, für alle da zu sein, sie war da „für alle, die zu ihr passen“. Milieuerengung war die Diagnose. Es ist eine Diagnose, die ausdrücklich dazu geeignet ist, ein Plädoyer für größere kirchliche Räume, für Großpfarreien, zu halten, in denen dann einer Ausdifferenzierungslogik folgend unterschiedliche Milieus ihren Raum finden könnten. Citypastoral, Jugend- und Sozialkirchen, Akademien und Kulturangebote dienen dieser Ausdifferenzierung. Solche Wege sind in Großstädten durchführbar und können die überkommene Milieuerengung weiten. Dass damit zugleich die Frage nach der Einheit der Kirche, in der es „nicht mehr Juden und Griechen, Sklaven und Freie, Mann und Frau“ (Gal 3,28) gibt, neu zu bearbeiten ist, wird erst langsam erkennbar.

Die Ausdifferenzierung der Kirche nach ihren Milieus bedarf aber auch bestimmter kritischer Zahlen, sowohl an Trägern als auch an Teilnehmenden dieser Formen. Allein diese Tatsache lässt solche Formen für die ländlichen Räume kaum realistisch erscheinen. Umgekehrt ist die schnelle Zuordnung von Landpastoral zu volkskirchlich-traditionellen Milieus viel zu kurz gegriffen. Die Motive für das Leben auf dem Land sind ebenso unterschiedlich wie die Arten der Präsenz und die jeweiligen Lebensformen. Sozialräumliche Perspektiven helfen dies zu verstehen. Sie machen deutlich, dass nicht milieudifferenzierte For-

men, sondern treffsichere Arbeit mit den Einzelnen in ganz präzisen Begegnungen notwendig sind. Landpastoral braucht die Kraft, an einem Ort in unterschiedlichen Formen unterschiedliche Menschen zu integrieren und mit ihnen die Wege des Glaubens zu komponieren. Was brauchen die verschiedenen Menschen? Und wo kann ihnen dazu ein Anknüpfungspunkt gegeben werden, der je nach Lebensform überregional – z. B. in Verbänden und Bewegungen – oder lokal – in kleinen Gesprächsgruppen und Nachbarschaftskreisen, individuell-persönlich oder virtuell offen steht? Das öffentliche Leben der Kirchengemeinden auf dem Land braucht Gestaltungsräume für diese Vielfalt. Zugleich darf es nicht mit der Haltung eines Absolutheitsanspruchs auftreten, der die ausschließt, die nicht oder wenigstens nicht regelmäßig dabei sind.

Die pastorale Lernaufgabe besteht in der Balance zwischen stabilen Kerngruppen und ihren Ausdrucksformen einerseits und flexiblen Begegnungsräumen in sehr unterschiedlicher Gestalt andererseits. Es muss es auf dem Land Rastplätze für reisende Pilger geben, die eine Kultur der Gastfreundschaft spiegeln und zugleich konzentrierte Orte für den glaubenden Menschen, der seine zivile *stabilitas loci* lebt. Pastoral muss offen sein für „Pilger und Konvertiten“ (Danièle Hervieu-Léger).

7. Sakramente als inkarnierte Heilszeichen

These 6: Die Kirche lebt aus den Sakramenten und ist selber Sakrament. Dazu muss sie den Bedingungen der Inkarnation folgen und sich inkulturieren.

Die Kirche ist Sakrament und lebt aus den Sakramenten. Wenn in unseren Über-

legungen eine Pastoral zurückgewiesen wird, die sich rein als Sakramentenpastoral geriert, dann deshalb, weil das sakramentale Bewusstsein vertieft und gestärkt werden muss. Der würdige und formal rechte Empfang der Sakramente durch den dazu bestellten Priester wurde in bestimmten Zeiten zum einzigen Leitbild der Pastoral. Diese Praxis *rite et recte* wurde zur kontrollierbaren Aufgabe der Priester und die Disziplin darin zur Leistung der Christinnen und Christen, inklusive Osterbeichte und Osterkommunionbildchen. Wer wohlversehen mit den Gnadenmitteln der Kirche starb, dem war schon das halbe Fegfeuer erspart.

Dass diese Sakramente im Sinne ihrer Heiligungskraft nicht nur etwas bewirken wollten, sondern ihre Feier auch etwas darstellen sollte, nämlich die Gegenwart Gottes in dieser Zeit, die unser eigenes Leben verwandelt, war oft zu wenig verstanden und gelebt. Schon die Liturgische Bewegung und spätere Entwicklungen des 20. Jahrhunderts forderten ein, dass die Feier der Sakramente und der Gottesdienste etwas mit dem Leben zu tun haben sollte.

Die Liturgie der Kirche hat sich m. E. zu sehr auf die juristischen Sicherungen des Ritus konzentriert und die Vertiefungsarbeit zu wenig gefördert. Solch vertieftes Verständnis gelingt nur mit einer neuen Inkulturation der Liturgie, ihrer Zeichen und Gebete. Formen der Volksfrömmigkeit sind bei aller vielleicht zu kritisierenden Wundergläubigkeit an dieser Lebenskultur und -hoffnung der Menschen näher dran.

Die Lebenswenden der Menschen, die relevanten Ereignisse auf dem Land, gehören neu aufgegriffen und sakramental verwandelt. Dann wird deutlich, dass Kirche und Glaube nicht ritualistisch, sondern sakramental realistisches wirksames Zeichen der Nähe Gottes ist.

8. Stellvertretung auch in der Eucharistie

These 7: Die Kirche ist stark durch die Kraft der Stellvertretung. Diese Grundhaltung muss neu ins Bewusstsein gebracht und durch Symbole stabilisiert werden.

Ein Blick in die Tradition der Kirche bezüglich der gottesdienstlich-gemeindlichen Praxis hilft zu mancher Entlastung in unserer Zeit. Immer wieder waren es Eremiten, die durch ihre Konzentration auf die Herausforderung der Wüste für andere zu sprudelnden Quellen der Spiritualität wurden. Nicht nur Benedikt von Nursia hatte seine Zeiten des totalen Rückzugs aus der sakramentalen Praxis der Kirche. Schon immer war selbstverständlich, dass Menschen, die sich als Eltern oder Pflegende um andere kümmern mussten, von der Mitfeier des Sonntags dispensiert waren. Die Kirchenglocken, die zum Gottesdienst rufen und zur Wandlung, teilweise auch zum Evangelium läuten, sind Erinnerungszeichen, die die arbeitende Bevölkerung auf den Feldern zum Innehalten aufforderten, auch wenn sie selber nicht kommen konnten. In etlichen Regionen war es wichtig, wenn ein Familienmitglied für alle anderen an der Totenfeier eines Nachbarn teilnahmen. Erst die Individualisierung des Glaubens verlangte von jedem einzelnen mit hoher Gewissenslast die Mitfeier aller Sakramente, selbst wenn es kaum organisierbar war. Die klösterliche Bitte „Die göttliche Hilfe bleibe bei uns und bei allen abwesenden Brüdern“ bietet einen wertvollen Ritus, der in unseren Gottesdiensten wiederbelebt werden sollte, für jene, die aus äußerem Anlass (Arbeit, Krankheit) oder aus derzeitiger innerer Distanz am got-

tesdienstlichen Leben der Kirche nicht teilhaben können.

Es ist auch nur begrenzt sinnvoll, wenn sich nicht eine beziehungsreiche Gemeinde um den Altar versammelt. Die Fixierung, dass jeder unbedingt seine ihm passende Eucharistiefeyer brauche, ist bei einem derzeitigen statistischen Sonntagsgottesdienstbesuch von unter 13 % in Deutschland verwunderlich. Und wer in seinem Herzen und in seiner Seele dies dringlich ersehnt, hat in einer mobilen Gesellschaft dazu auch auf Zukunft noch Möglichkeiten. Noch Anfang des 20. Jahrhunderts war es jedenfalls für die Landbevölkerung – z. B. in der Rhön – keine Seltenheit, dass sie sich 2-3 Stunden pro Wegstrecke zur Kirche aufmachten.

Darum braucht es:

- Eine Stärkung des Bewusstseins der Stellvertretung seitens der feiernden Gemeinde und der Einzelnen.
- Die Ermöglichung der Feier von Stationsgottesdiensten an verschiedenen Orten, damit nicht nur am Zentralort in der Ferne gefeiert wird.
- Eine Kultur der örtlichen Liturgie, der Stundenliturgie wie der Volksfrömmigkeit als Erinnerungspunkt für die Lebendigkeit des Glaubens am Ort und als Stärkung für die Mitfeiernden. Diese Gottesdienste könnten auch durch die Übertragung der Eucharistie durch einen Stellvertreter aus den Zentralorten gewürdigt werden.

9. Christsein in der Zerstreuung

These 8: Christen in der Zerstreuung brauchen ein Netz der Bindung an die ganze Kirche und eine Stärkung für ihr missionarisches Handeln.

Christsein in der Zerstreuung sieht anders aus als in der großen Stadtgemeinde.

Es kann dabei erinnert werden, dass viele Diasporagemeinden sogar dichter und näher zusammenrücken als die Stadtgemeinde, die die Anonymität der Stadt spiegeln könnte. Christen in der Zerstreuung brauchen Kreise, in denen sie Glauben und Leben teilen, Nachbarschaftskreise oder freie Bibel- und Glaubenskreise, die zur Reflexion ihres Lebens, zur Ausprägung ihrer diakonischen und missionarischen Sorge und zum gemeinsamen Ausdruck im Gebet führen. Zur Förderung solcher Wege braucht es entsprechende Medien, Bildungs- und Begleitungsangebote. Christen in der Zerstreuung brauchen weiterhin Orte, konkret: Kirchen, Kapellen und Wegkreuze, die von ihnen gepflegt werden durch lebendiges Gebet und ästhetische Sorge. Keine Kirche darf auf Dauer verschlossen werden ohne den Hinweis auf die nächste lebendige Gemeinde. Diese Orte werden zu Festorten für bestimmte Feiertage des ganzen pastoralen Raumes oder der Großpfarrei. Christen in der Zerstreuung brauchen immer wieder größere Gemeinschaftserfahrungen bei Wallfahrten und anderen zentralen Veranstaltungen der Kirche, an denen sie erleben: Wir sind nicht allein.

Sie benötigen ein offenes Netz der Kommunikation und Information, medial gestützt, dass sie verbunden bleiben mit der Orts- und Weltkirche. Christen in der Zerstreuung brauchen Besucher und Gäste, die sie empfangen und aufnehmen und durch die sie Brücken über ihren Horizont hinaus schlagen. Christen in der Zerstreuung brauchen diakonische Ansprechpartner und Orte in der Sorge um Kinder, sozial- und psychisch Bedrängte und Kranke. Christen in der Zerstreuung brauchen schließlich Kristallisationsorte durch Klöster, Bildungs- und Jugendhäuser oder kunsthistorisch-kulturell wichtige Stätten.

10. Ökumenische Berührungsangst

These 9: Christen aller Konfessionen brauchen in der Zerstreuung Gemeinschaft untereinander und dürfen nicht in Abgrenzungsegefechte verfallen.

Die *Charta oecumenica* von 2001 unterstreicht, dass sehr viele Möglichkeiten der konkreten Kooperation zwischen den christlichen Kirchen bestehen. Das Miteinander in vielen Feldern wird sicher auch das Ringen um eine wirkliche Einheit befördern. Dennoch gibt es immer wieder Ängste der Kooperation gerade in Diasporagebieten. Nicht selten wird befürchtet, eine Art von Assimilation vorzubereiten, die zur Konversion zur größeren Kirche hin tendiert. Ausgeschlossen ist dies nicht, und es ist auch schon immer in Diasporagebieten so passiert. Dennoch spricht alles dafür, die Kooperation zu pflegen, beginnend in vielen diakonischen und gemeinschaftlichen Lebensformen der Kirche bis dahin, den Menschen, die keine Möglichkeit haben den Sonntag in ihrer Gemeinde und mit Eucharistie zu feiern, zu empfehlen, die Gottesdienste anderer Gemeinden mitzufeiern. Dies bedarf jedoch auf beiden Seiten der Bereitschaft, die konfessionellen Regeln zu achten und nicht durch eine „offene“ Praxis zu übergehen. Konkret bedeutet das, dass die evangelische Seite achten soll, dass die Katholiken nicht gedrängt werden, an der Gemeinschaft des Abendmahls teilzunehmen. Den katholischen Christen ist dies in Erinnerung zu bringen, nicht im Sinne eines Verbots, sondern im Sinne der Sehnsucht nach der vollen Einheit der Kirchen.

Neben diesem sensiblen Thema können jedoch die meisten Bereiche der diakoni-

schen, verkündigenden und gemeinschaftsbildenden Seelsorge und die Formen des Gebets im Miteinander gepflegt werden.

11. Kriterien der Ermöglichungspastoral

These 10: Der Weg von einer Normpastoral zu einer Ermöglichungspastoral bedarf fördernder Bedingungen.

In alldem wird erkennbar, dass die Kirche einen neuen Freiraum braucht, der vieles ermöglicht, wie es sich aus den Herausforderungen der konkreten Situation und aus den vom Geist Gottes geschenkten Gnadengaben ermöglicht. Nicht eine umfassende Agenda von kirchlichen Veranstaltungen, nicht die „to-do-Liste“ einer abgehetzten Pastoral, immer defizitorientiert, wird das Leitbild der Pastoral auf dem Lande, wie überhaupt sein, sondern eine Pastoral, die versucht,

keinen Menschen zu verlieren in die existentielle Not und Sinnlosigkeit,

wachsam zu sein, wo – für alle Dimensionen der Seelsorge – der „Nächste“ ist,

die Zeichen der Zeit wahrnimmt und danach handelt,

Vertrauen untereinander stärkt

und mit bedenkt, dass der Glaube an Gott und die Liebe, die er schenkt, zur Verkündigung dieser Erfahrung (Martyria), zum Liebeshandeln (Diakonia), zum Lobpreis Gottes (Leiturgia) und zur Gemeinschaft (Koinonia) führen.

Dass dies den Christinnen und Christen möglich wird, diesem Ziel dienen dann die amtlichen und hauptberuflichen

Dienste, dem ordnen sich die Strukturen unter, die nicht eine formale Gleichheit, sondern eine wahre Offenheit als Leitbild haben.

Literatur

Doppler, Klaus/Voigt, Bert (2012): *Feel the Change! Wie erfolgreiche Change Manager Emotionen steuern*, Frankfurt a. M.

Hartmann, Richard (Hg.) (2012): *Bilderwechsel: Kirche – herausgefordert durch ländliche Räume (FHSS 54)*, Würzburg.

Hervieu-Léger, Danièle (2004): *Pilger und Konvertiten. Religion in Bewegung*, Würzburg.

Hoyer, Birgit (2011): *Seelsorge auf dem Land: Räume verletzbarer Theologie*, Stuttgart.

Huber, Hans (1992): *Beheimatung im wachsenden Dorf: eine Herausforderung der Landpastoral*, Würzburg.

Landpastorales Symposium, in: KLJB Deutschland e.V. (Hg.) (2003): *neuLANDKirche*, Plankstetten.

Schregle, Franz (2009): *Pastoral in ländlichen Räumen: Wegmarkierungen für eine landschaftliche Seelsorge*, Würzburg.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.) (2007): *Mehr als Strukturen ... Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen (Arbeitshilfen 213)*, Bonn.

Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.) (2007): *Mehr als Strukturen. Neuorientierung der Pastoral in den (Erz-)Diözesen: Ein Überblick (Arbeitshilfen 216)*, Bonn.

Zulehner, Paul M. (1989): *Gemeindepastoral. Orte christlicher Praxis*, Düsseldorf.